





WILKO JOHNSON

*Das Leben  
Geht Weiter*

Aus dem Englischen  
von Philip Bradatsch

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Don't You Leave Me Here*  
bei Little, Brown, an imprint of Little, Brown Book Group, London

*Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.*

Unter [www.heyne-encore.de](http://www.heyne-encore.de) finden Sie das komplette Encore-Programm.

Weitere News unter [www.heyne-encore.de/facebook](http://www.heyne-encore.de/facebook)



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Copyright © 2016 by Wilko Johnson

Zeile aus »Tu Kitni Achchi Hai – O Ma« Copyright © Anand Bakshi 1968

Copyright © 2017 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Petra Bradatsch

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München unter Verwendung des  
Originalumschlags von Bekki Guyatt – LBBG

Umschlagillustration: © REUTERS/Paul Hackett; Rückcover

© Brian Rasic/Getty

Satz: Satzwerk Huber, Germerring

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-27081-7

Für Irene Knight  
1948 – 2004



## PROLOG

Wir landeten im strömenden Regen von Tokio. Im August ist es in der Stadt so heiß und feucht wie in einer Sauna. Wenn du aus dem klimatisierten Bereich rauskommst, haut es dich fast um. Der warme Regen fällt senkrecht, reichlich und unerbittlich. Ich war mit meiner Band nach Japan gekommen, um ein allerletztes Mal auf dem Fuji-Rock-Festival zu spielen. Das krebsartige Geschwür, das mich umbringen würde, schwoll mittlerweile sichtbar aus meinem Magen, und die Ärzte vermuteten meinen Tod innerhalb der nächsten paar Monate.

Auch auf dem Festivalgelände regnete es unaufhörlich, der Boden unter den Füßen war vollkommen aufgeweicht. Die Tropfen hämmerten auf Zelte, Regenschirme und Tausende von Menschen.

Nachts spielten wir in einem gerammelt vollen Zirkuszelt, das aus allen Nähten zu platzen drohte. Dass meine Krankheit im Endstadium war, wussten mittlerweile alle, und so betraten

wir die Bühne unter wildem Applaus, der die ganze Show lang anhielt. Nun, unter solchen Umständen kann im Grunde nichts schiefgehen. Wir waren richtig gut drauf, und die Leute konnten nicht genug von uns kriegen.

Tags darauf spielten wir auf der großen Außenbühne. Es regnete immer noch. Ich wartete hinter den Kulissen und drehte nervös Runde um Runde, während das Adrenalin sich breitmachte. Meine Gitarre lag nicht mehr flach an meinem Bauch, sondern zeigte nach vorn, angeschoben von dem Tumor. Wenn ich spielte, wiegte das verdammte Ding hin und her. Kurz bevor wir auf die Bühne gingen, hörte es plötzlich auf zu regnen, die Wolken teilten sich, und die Sonne begann zu scheinen. Die Menge, die sich vor unseren Füßen bis in die Ferne zog, brach in einen gewaltigen Willkommensschrei für uns und die Sonne aus.

Wieder lief alles wie von selbst. Auf der Bühne gibt es dieses ganz besondere Gefühl: Du siehst die Reaktionen der Zuschauer auf deine Musik, lachende Gesichter und rudernde Arme, alle feiern mit dir, verschwören sich mit dir, haben Spaß. Ein sehr menschliches Gefühl. Ich ließ mich davon mitziehen, mein Herz lief über vor Freude und Liebe für Tausende Fremde, während mir mein drohender Tod durch den Kopf schoss. Aber das Gefühl der Freude wurde stärker – diese Leute würden weiterleben, sich an all das hier erinnern und noch viele gute Zeiten erleben, nachdem ich längst tot war, und ich wünschte ihnen allen das Beste. Nach der Show fing es wieder an zu schütten.

Jemand hat mir mal erzählt, in Japan nennen sie Leute, die gutes Wetter bringen, »sonnige Menschen« ...

# KAPITEL I

Mein Name ist Wilko Johnson. Ich wurde 1947 als John Wilkinson auf Canvey Island geboren, einer Insel in der Themsemündung. Ich habe eine drei Jahre ältere Schwester und einen Bruder, Malcolm, der ein Jahr jünger ist. Canvey Island war mal Sumpfgebiet, zur Besiedelung zurückgewonnen von holländischen Pionieren im siebzehnten Jahrhundert. Flaches Land, umgeben von Ufermauern zum Schutz vor Hochwasser – ich prahle gern damit, unter dem Meeresspiegel zur Welt gekommen zu sein.

In meiner Kindheit war die Insel ein Ort voller Bauernhöfe und unbefestigter Straßen. Die Menschen lebten in roh verputzten Bungalows, Wohnwagen, sogar Eisenbahnwaggons. Nach Westen hin waren die ebenen Äcker von Ölförderanlagen begrenzt. Ich kann mich noch an das ständige Pochen der Pfahlrammen erinnern, auch an die Schornsteine und Türme, die in den westlichen Horizont wuchsen, als die Shell-Haven-

Ölraffinerie gebaut wurde, gleich hinter dem kleinen Fluss. Meine Mutter erzählte mir damals, der große Turm hieße *Cat Cracker*, also Katzenzermalmer – und das war schon ein starkes Stück für einen kleinen Jungen.

Die Raffinerie schaute meine gesamte Kindheit lang auf mich herab. Nachts das Schimmern der elektrischen Lichter und großen Flammen, die aus den Schornsteinen leckten. War der Himmel zugezogen, spiegelten die Flammen sich in den Wolken wider und warfen ein flackerndes, Milton'sches Licht auf die Insel, als wäre sie ein entlegener Vorort des Hades. Im Tageslicht aber sahen die Türme in der Ferne blau und ätherisch aus, eine Traumstadt außer Reichweite.

Im Februar 1953 – ich war gerade fünf Jahre alt und in die Schule gekommen – zerstörte eine desaströse Flut Canvey Island. Hohe Springfluten und Sturmwinde erzeugten eine große Welle, die über Ostengland und die Themsemündung hinwegfegte, wo sie auch Canvey Island traf. Inmitten einer frostigen Nacht brach ein Teil der dreihundert Jahre alten Ufermauer ein, und das Meer bahnte sich seinen Weg in die Bungalows und Wohnwagen, bis zu ihren schlafenden Bewohnern. Sechsundfünfzig Menschen verloren ihr Leben.

Da mein Vater als Gasinstallateur auf Abruf arbeitete, hatten wir dieses seltene Gerät: ein Telefon – Canvey 113, Apparat 9 –, verbunden mit der Schaltzentrale der Gasfirma. Deshalb wurden wir vorgewarnt und konnten unsere Flucht vorbereiten. Ich erinnere mich, wie ich am frühen Morgen in Erwartung der Evakuierung aus dem hinteren Küchenfenster sah. Wo sich vorher flache Felder bis zu den Öltanks ausgedehnt hatten, befand sich plötzlich das Meer. Graues Wasser und Wellen, die an unsere Tür schlugen. Unser Haus stand im Meer. Ich verstand vollkommen, was geschehen war, und dennoch faszinierte mich dieser surreale Anblick: böige See statt

grüner Felder. (Es hat unser Haus total zerstört. Flutwasser ist nicht einfach nur Wasser, sondern Schlamm. Und Gipskarton und Porenbeton sind nicht wasserdicht.)

Die Insel wurde komplett geräumt – nur die Armee und unersetzbare Arbeiter durften bleiben. Mein Vater wurde gebraucht, um die Gasleitungen instand zu halten. Also blieb er zurück, in tiefem frostigem Wasser watend, um Wartungsarbeiten zu verrichten. Das ruinierte seine Gesundheit. Von da an kämpfte er mit Beschwerden in der Brust, Bronchitis, Pneumonie, Asthma, so ziemlich allem außer Krebs. Und Herbst für Herbst wurde es schlimmer. Zu dieser Jahreszeit war Canvey meist in Dunst und Nebel gehüllt, schön und mysteriös, allerdings nichts für geschädigte Lungen. Er konnte nicht atmen. Schließlich musste er seinen Installateurjob für eine Tätigkeit im Innendienst aufgeben und Geschäfte betreuen. Jedes Jahr, wenn der Nebel kam, wurde seine Lunge schwächer. Nach zehn Wintern, im Alter von sechsundfünfzig Jahren, starb er daran. Und obwohl ihn seine Tätigkeit für die Gasfirma das Leben gekostet hatte, erhielt meine Mutter niemals die volle Witwenrente, weil er ein paar Monate vor der erforderlichen Dienstzeit gestorben war. Dafür adressierten sie noch lange nach seinem Tod Gasrechnungen an seinen Namen.

Ich hatte ihn gehasst – er war dumm, ignorant, ungebildet, böse und unbekämpft gewesen. Auch gewalttätig. (Einmal schlug er mich in einem Wutanfall mit einer Säge. Ich fiel hin, und die Säge schnitt quer über mein Bein. Da war ich noch ein Kind.) Ich war zwar nie der grausamen Gewalt ausgesetzt, von der man Tag für Tag in der Zeitung liest – nichts dergleichen –, nichts, was in einer Arbeiterklassennachbarschaft Besorgnis hervorrufen würde; aber ich kenne den Schrecken eines Kindes, das gewaltsam von einem Erwachsenen misshandelt wird, noch dazu von gerade dem Erwachsenen, der ihm Schutz

und Zuflucht bieten sollte. Ich habe meinen eigenen Kindern niemals auch nur ein Haar gekrümmmt.

Die Atmosphäre in unserem Haus war durch ihn vergiftet. Er hatte einige Jahre als Soldat gedient, in Indien an der nordwestlichen Grenze des britischen Herrschaftsgebiets, und später im Zweiten Weltkrieg. Er besaß eine Reihe von Medaillen, die er am Volkstrauertag anlegte, wenn er mit uns zum Kriegerdenkmal ging, um die Zeremonie anzuschauen. Ich weiß nicht, womit er sich diese Medaillen verdient hatte – ich möchte gerne glauben, dass er etwas Tapferes getan hat. Als ich eines Tages im Alter von sechzehn Jahren nach Hause kam, war er tot. Und ich freute mich, fühlte mich frei ...

Wie auch immer, nachdem wir vor der Flut gerettet worden waren, kamen wir zu Verwandten nach Sheffield. Als wir dort ankamen, lief gerade eine Radioübertragung aus dem Aufanglager, wo sich die Flüchtlinge von Canvey Island zusammenfanden. Ein Mann namens Wilfred Pickles, damals ein bekannter Radio- und TV-Ansager, befragte die Menschen vor Ort. Er sagte: »Hier haben wir den kleinen Johnny Martin, und er wird jetzt einen Song für uns singen.« Das war echt mein Kumpel Johnny Martin von nebenan. Er sang »Me And My Teddy Bear«. Und so wurde »The Big Figure« zum ersten Dr-Feelgood-Mitglied, das es ins Radio schaffte. Und das sogar landesweit.

Wir blieben eine ganze Weile in Sheffield – Malcolm und ich gingen dort sogar zur Schule, obwohl er dafür zu jung war. Den anderen Kindern wurden wir als Flüchtlinge von Canvey Island vorgestellt. Canvey war damals die Titelstory schlechthin.

Als Brüder standen wir uns sehr nahe, obwohl wir ziemlich unterschiedlich veranlagt waren. Malcolm war schon immer

ein äußerst gelassener Typ. Ich habe ihn nie im Zorn erlebt. Er ist ein talentierter Maler und klassischer Gitarrist. Ich bin nichts davon, und gelassen zu sein fällt mir nicht gerade leicht. Aber Malc und ich waren unser ganzes Leben lang richtig gute Freunde.

Da hörten wir nun also unserem Kumpel Johnny Martin beim Singen über das »Drahtlose« zu, und uns blieb die Luft weg. Johnny Martin. The Big Figure.

Figures' Mum und Dad waren für unsere Working-Class-Nachbarschaft einigermaßen unkonventionell und künstlerisch – sein Vater spielte Gitarre, seine Mutter Akkordeon. Außerdem leitete sie einen Tanzkurs namens »Peggy Martin's Troupe«. Figure und ich liebten alles, was albern war. Als wir noch zur Grundschule gingen, saßen wir im Unterricht nebeneinander. Ich zeichnete eine große schwarze Spinne ins Innere meines Schreibtisches, und einmal, als wir gerade Puppen bastelten, erfanden wir dieses Ding namens *Snitch Snatcher*, den »Petzenentführer«. Das war ein Streifen Papier, verdreht zu einem Propeller und auf die Nase der Puppe geklebt. Was der Sinn dahinter war, weiß ich nicht mehr, aber wir taten's einfach und werden's auch nie vergessen. Ich bin mir sicher, er könnte euch heute noch einen basteln, würdet ihr ihn darum bitten.

Solche Albernheiten verkörperten unsere Freundschaft in unserer Kindheit und Jugend. Johnny (wir gaben ihm den Spitznamen »The Big Figure« zu Ehren seines amtlichen Körperumfangs während der Teenagerzeit, und er behielt ihn als *nom de guerre* für Dr Feelgood) war mein Kumpel.

Als wir nach der Flut nach Canvey Island zurückkehrten, war es verwüstet. Auf den Straßen standen Lastwagen der Royal Air Force herum, die heiße Luft in die durchnässten Bungalows pumpten, um sie zu trocknen. Wohltätigkeitsorganisationen

hatten brauchbare Möbel, Stühle und Tische geschickt – viele Menschen hatten alles verloren. Eines Tages, nach der Schule, marschierte man mit uns in einen Raum voller gespendeter Spielsachen, und jeder durfte sich etwas aussuchen (die meisten Kinder hatten ihre Weihnachtsgeschenke verloren, auch um so was kümmerten sich die Hilfsorganisationen). Ich erinnere mich an verschiedene Delta-Wing-Flugzeuge mit Frikitionsantrieb. Sie faszinierten mich, aber ich habe es nicht geschafft, eins zu ergattern. Ich sehe diese Dinger heute noch vor mir – Aluminium mit blauer Beschriftung und ein heulender Sound, wenn man damit über den Boden fuhr. Ich kann mich nicht erinnern, was ich stattdessen bekam.

Nachdem wir uns unser Spielzeug ausgesucht hatten, führte man uns in einen anderen Raum, in dem es internationale Hilfssendungen gab – Rosinen aus Kalifornien, eine Blechbüchse norwegischer Sardinen, irgendein Käse aus Holland. Und so weiter. Wir waren dankbar für die Päckchen aus aller Welt, so winzig und unzureichend sie auch waren. Die kalifornischen Rosinen kamen in einer hellen farbigen Box und erschienen uns wie ein Geschenk der Götter. Jeder bekam einen »Flutteppich«. Die meisten Teppiche in Canvey waren von der Überschwemmung ruiniert, und so kam ein Flutteppich in nahezu jeden Haushalt. Sie waren offensichtlich aus zweiter Hand, zerschnitten und zerstückelt, um irgendwie in den Raum zu passen. Unser Flutteppich beeindruckte mich mit seinem seltsamen arabischen Muster. Für Jahre bedeckte er unseren Wohnzimmerboden.

Ich bestand die Elf-Plus-Prüfung und musste von nun an jeden Tag die Reise von Canvey aus zur Schule antreten (erst mit dem Bus, dann mit dem Dampfzug – um 8:20 von Benfleet – und mit noch einem Bus, der Linie 21, nach Westcliff), da es in

Canvey kein Gymnasium gab. Das trennte mich von meinen Schulfreunden, die von nun an Fred's Academy besuchten, eine Art Dotheboys Hall der Sechzigerjahre. Eine moderne Sekundarschule, die der drakonische Direktor Fred Watkins leitete.

Abgeschnitten von Canvey Island und meinen einstigen Freunden trug ich jetzt einen blauen Blazer und schlepppte eine Tasche voller Hausaufgaben mit mir rum. Auch Johnny Martin ging zur Fred's Academy. In der Schule war ich umgeben von Mittelschicht-Jungs (die ersten, die ich je zu Gesicht bekam), und die hätten nicht im Traum daran gedacht, jemals nach Canvey Island zu gehen – für die war das der Wilde Westen, das schlimme Viertel der Stadt. Mein Englischlehrer stellte mich immer vor die Klasse und ließ mich Wörter wie »bottle« oder »little« oder »Battle of Hastings« aussprechen, um der Klasse den Horror verschluckter Ts oder Hs im Anlaut zu verdeutlichen. Doch anstatt mich als Canvey-Island-Proleten zu demütigen, gaben mir diese Lehrstunden vielmehr die Gelegenheit, mächtig auf den Putz zu hauen. Ich habe mir von denen nie beibringen lassen, anständig zu sprechen.

Mit zwölf bekam ich eine Ratte als Haustier. Eine schwarz-weiße Laborratte, überaus intelligent – sie konnte schwimmen, Gegenstände fangen und Befehle ausführen. Wenn man ihr einen Keks hinhieß, saß sie da und wartete wie ein Hund auf den Befehl loszurennen, um den Keks zu holen. Sie konnte apportieren. Ich bastelte eine Leine aus einer Schnur und ging mit ihr um den Block. Wir hatten einen länglichen Garten. Nachdem ich mich nach Katzen umgesehen hatte, befahl ich ihr, am Gartenende sitzen zu bleiben, und ging zurück in die Küche. Sie bewegte sich nicht von der Stelle, bis ich pfiff, dann stürmte sie den Garten runter bis in die Küche und unter mein Hemd. Ich nahm sie mit zum Fußballplatz

und ließ sie frei herumrennen. Sie kam immer, wenn ich rief. In unserer Familie gab es kaum Zuneigung, und ich denke, ich gab diesem Nagetier deshalb umso mehr davon.

Sie starb unter dubiosen Umständen und ich war untröstlich. Das war meine erste Erfahrung mit der schrecklichen Einsamkeit des Todes.

## KAPITEL 2

Eines Tages, ich muss um die fünfzehn gewesen sein, kamen wir für die Erdkundestunde in ein anderes Klassenzimmer. Aus irgendeinem Grund lehnte an meinem Tisch eine elektrische Gitarre. Ich war sofort fasziniert von dem Ding. Das Glänzen der Saiten und Bundstäbe, die Knöpfe und Schalter, die abgefahrene Korpusform. Ich konnte mich nicht beherrschen und schlug eine Saite an. *Twang*. Und schon war's um mich geschehen. Ich musste so ein Ding haben. Nur der Gedanke daran, mit einer Gitarre bewaffnet dazustehen und von den Girls ringsum angehimmelt zu werden ... Das war ... erregend.

Zu Weihnachten bekam ich dann eine billige E-Gitarre. Mein alter Freund Johnny Martin bekam ein Schlagzeug. Wir müssen einen Heidenlärm veranstaltet haben. Ich war ganz besonders stümperhaft zugange. Ich bin Linkshänder, und so war alles spiegelverkehrt. Alles an der Gitarre war billig, es war fast ein Ding der Unmöglichkeit, darauf zu spielen. Selbst ein

fähiger Gitarrist hätte seine liebe Not damit gehabt – die Saiten verliefen einen guten Zentimeter über dem Griffbrett. Einen Akkord oder eine Note zu halten glich einer mittelalterlichen Foltermethode. Ich kam also nur mühsam voran.

Dann tat sich die Gelegenheit auf, ein besseres Instrument zu kaufen – eine Watkins Rapier, der Fender Stratocaster nachempfunden. Sie war billig, aber eine für damalige Verhältnisse anständige Gitarre. Die drei Tonabnehmer sahen aus wie chromfarbene Blechdeckel. Sie hatte einen sehr windigen Tremolohebel, Lautstärke- und Tonregler und zwei Schaltknöpfe, wie sie damals an vielen Haushaltsgeräten üblich waren. Meine Watkins war eine normale Rechtshändergitarre, ich musste also umlernen. Ich redete mir selbst ein, blutiger Anfänger zu sein, hauptsächlich um mir weniger dumm vorzukommen. Es war ein echter Kampf. Es ging mir gegen den Strich. Ich mühte mich mit dem Ding ab wie mit einem störrischen Klappstuhl. Den ganzen Tag hatte ich das Gefühl, als wäre irgendwas nicht richtig. Als wäre alles verkehrt rum. Aber ich blieb dran, bis es sich irgendwann richtig anfühlte. Heute könnte ich gar nicht anders spielen (bei der »Luftgeige« allerdings halte ich den Bogen immer noch in der Linken).

Ich fand also meinen Weg und entwickelte ein Gespür für Musik – Akkorde, Riffs und so. Es war die Zeit der Rolling Stones. Deren Outlaw-Image und ihre aufregende Musik, adaptiert von Rhythm-and-Blues-Größen wie Chuck Berry und Bo Diddley, von den großen Männern des Chicago Blues – Muddy Waters, Howlin' Wolf und all den anderen Künstlern vom Chess Label –, das war die Musik, die ich spielen wollte.

Es gab eine ganze Menge großartiger Gitarristen auf diesen Platten. Mein Held jedoch war ein Kerl aus England: Mick Green von Johnny Kidd & The Pirates. Ich weiß noch, wie ich ihn das erste Mal hörte. Ich hing bei uns zu Hause rum, als der

Radio-DJ sagte: »Hier kommen Johnny Kidd & The Pirates!« Ich war gefesselt vom Sound der Gitarre. Ich sehe mich noch heute vor mir: Wie in einem ewigen Standbild festgehalten lauschte ich diesem magischen Klang. Schneidende Töne, abgehackte Akkorde und ein simples, kraftvolles Solo.

Am selben Abend sah ich sie in der Fernsehshow *Thank Your Lucky Stars*. Unglaublich, dass die nur einen Gitarristen hatten! Wo war der andere? Fast alle Bands hatten zwei, Lead und Rhythmus. Wahrscheinlich war der andere krank geworden. Dieser Typ, der da so seelenruhig rumstand, konnte doch unmöglich all diese Klänge fabrizieren. Aber genau das tat er! Als ich rausfand, dass Mick Green mit einer Gitarre besser klang als alle anderen Bands mit zwei, wusste ich, was zu tun war. Genau so wollte ich spielen können.

Ich hasste die Schule. Ich hasste dieses ständige Gefühl der Unterwerfung. Ich hasste es, von unbedeutenden Menschen tyrannisiert zu werden, die in der echten Welt nie solch eine autoritäre Position hätten ausüben dürfen. Ich starnte aus dem Klassenzimmerfenster und über die Sportfelder. Ich sah einen einsamen Fahrradfahrer. Ich fühlte bitteren Neid, wie ich ihn in die Pedale treten sah, außerhalb der Schulzäune. Er war frei. Er konnte überall hin, wann er wollte. Er musste auf keine Glocke warten oder irgendjemanden mit »Sir« anreden.

Sobald sich die Gelegenheit bot, ging ich von der Schule ab. Ich war sechzehn, ergatterte einen Job in einem Dickens'schen Büro in der Londoner Chancery Lane, musste Stückzahlen begutachten. Sie begutachteten dort eine Menge. Man zeigte mir, wie ich was berechnen musste und das trug ich dann in eine Spalte mit Zahlen ein. Ich überprüfte die Ergebnisse von irgendjemand anderem. Taschenrechner gab's nicht – kann man sich das heute noch vorstellen? Neben

dieser trübseligen Tätigkeit durfte ich auch noch für die Belegschaft Tee kochen. Da gab es diese Telefonistin. Immer wenn ich ihr eine Tasse Tee brachte, sagte sie: »Ooh, danke – Lebensretter!« Jedes Mal.

Ich hatte meinen eigenen kleinen täglichen Ausbruch aus dieser Hölle: Jeden Mittag nahm ich die zwei Treppen runter in die Chancery Lane im Galopp und lief den ganzen Weg zur Denmark Street. Dort gab es Dutzende Musikgeschäfte. Ich brachte meine Mittagspause damit zu, die Fender-Gitarren in den Schaufenstern anzuglotzen. Sie waren unerschwinglich und glänzten wunderschön. Ich bekam schon beim bloßen Anblick der Dinger einen Adrenalinschub und träumte davon, eines Tages eine zu besitzen. Mein Gehalt von drei Pfund und zehn Schilling deckte grad mal die tägliche Zugfahrt ab. Eine Fender war also weit außer Reichweite. War die Mittagspause vorbei, riss ich mich von den Schaufenstern los. Ich rannte zurück zur Chancery Lane, Zahlen überprüfen und Tee kochen. »Ooh, danke – Lebensretter.«

Allein der Weg zur Arbeit jeden Morgen war ein Elend. Zwischen all den Pendlern fühlte ich mich klein und bedeutungslos. Es war schlimmer als die Schule. Ich verkroch mich bis in die hinterste Ecke der Bahnhaltestelle und schaute über das Sumpfland bis zur Raffinerie. Die rätselhaften Türme in ihrem blassen Blau im Morgenlicht – wie eine entrückte, mystische Stadt. Ich nannte sie Babylon. Ein Ort, an dem die Geister frei waren. Ich fühlte mich hilflos angesichts meines unerreichbaren Traums.

Mir wurde klar, dass ich mich auf dem falschen Weg befand. Ich ging zurück zur Schule, um mein Abitur nachzuholen.

Die Oberstufe war um einiges erträglicher – im Grunde genommen war sie ein Witz. Zu dieser Zeit kam der Rebell in mir

zum Vorschein. Ich belächelte alles und jeden. Eines Tages machten wir mit der Schule einen Ausflug in die Tate Gallery. Unser Kunstrehrer hatte seine Freundin mitgebracht, und ich trieb ihn mit meiner Ignoranz in den Wahnsinn. Ich beschloss, mich abzusondern und die Ausstellung auf eigene Faust zu erkunden. Und mit einem Mal tat sich dieses Fenster in eine andere Welt auf. Eine Welt voller strahlender Lichter und Farben. Ein gewaltiger Traum, der zum Leben erweckt worden war: Dalis »Metamorphose des Narziß«. Es hatte mich gepackt. Ich konnte meinen Blick nicht abwenden von den sonnendurchfluteten Landschaften und Fantastereien. Wie ein Farbfoto aus einer anderen Welt – der Welt der Träume. Begeistert erzählte ich meinem Kunstrehrer, was ich gesehen hatte. Mein ätzender Zynismus war vergessen.

Er aber meinte nur: »Ach, vergiss diesen Müll. Schau dir lieber Mark Rothko an.« Auf Mark Rothko konnte ich getrost verzichten. Ich wollte lieber wieder in diese unglaubliche neue Welt eintauchen.

Zurück in der Schule belegte ich den A-Kurs in Kunst. Ich wollte lernen, wie man malt. Ich wollte meine eigenen fantastischen Farbwelten erschaffen.

Auch in Englisch belegte ich den A-Kurs. Ich verliebte mich in die Literatur, besonders Shakespeare und Lyrik im Allgemeinen hatten es mir angetan. *Das verlorene Paradies* mit seinem gewaltigen Rhythmus. Die Intensität William Blakes. Ich grübelte über Wordsworths *Ode an die Unsterblichkeit*. Nie-mals wollte ich mein »Leuchten« verlieren. Ich entwickelte sogar selbst dichterische Ambitionen. Meiner Freundin Irene versicherte ich, mir an meinem zweizwanzigsten Geburtstag die Kehle durchzuschneiden, sollte aus mir bis dahin kein großer Dichter geworden sein.

Von nun an also die Malerei, Gedichte und die Gitarre.